

Cirkusblut



Roman von
Heinrich Lee.

(11. Fortsetzung.)

Als vor zwölf Jahren Frau Schäffer, nachdem sie ihre Plätteneinrichtung und das, was noch sonst ihr Eigentum war, zu Gelde gemacht hatte, mit Dorchens und in Begleitung des ganzen anderen Cirkusstreffes ihre erste Reise antrat, hatte sie sich, als praktische Frau schnell in die neuen Verhältnisse gefunden. Dorchens jugendliche Künstlertriumphe wiederholten sich, wohin sie kamen und was Frau Schäffer selbst betraf, so war sie eben nicht eine Garbetobensfrau wie andere solche Frauen, sondern sie war Dorchens Mutter. Am Anfang schien ihr das Reisen von großem Reiz zu sein, dann erklärte sie: „Die Welt ist eine Stadt“; sie reiste ja mit Dorchens nicht zum Vergnügen. Dorchens vervollkommnete sich in ihrer Tanzkunst immer mehr, Herr Sestini nannte sie geradezu in seinem Reiterwörterbuch ein Genie und als er insoweit ein glänzender Ausfuhrer des Mailänder Cirkustheaters seine Stellung aufgab, rief er Frau Schäffer, ihn mit Dorchens nach Mailand zu begleiten, wo er ihr ein Engagement als Solotänzerin besorgen wollte, da sie mit aller ihrer Kunst bei einem Cirkus doch nicht zu etwas großem kommen konnte. Dorchens Kontrakt mit der Direktion war abgelaufen. Herr Sestini's Vorschlag leuchtete Frau Schäffer ein, sie war bereit ihm zu folgen. Aber die Direktion, die sehr wohl wußte, was für sie ein so hübsches Mädchen wie Dorchens — sie war nun zwölf Jahre alt — werth war, machte ihr ein anderes Anerbieten. Der Direktor erklärte sich bereit, wenn Frau Schäffer für eine Reihe Jahre den Kontrakt verlängern wollte, Dorchens zur Parforce-Reiterin auszubilden zu wollen. Doch Dorchens die körperliche Fähigkeit, besonders das Equilibre dazu besah, das bewies ihre Tanzkunst. Auch Prinzessin Neuf — so weit konnte Frau Schäffer nunmehr die Annalen der Cirkusgeschichte — war vor ihrer Heirat Kunstreiterin gewesen. Einer Kunstreiterin gelang leichter als einem Tänzerin. Frau Schäffer ermochte die positiven Vortheile, welche ihr die Direktion bot gegen die immerhin noch in der Ferne sich befindlichen, mit denen ihr Herr Sestini aufwarten konnte. So entschied sie sich für die Direktion. Innerhalb zwei Jahren war Dorchens eine tüchtige Reiterin geworden und selbst den Salto mortale konnte sie auf ihrem Pferde machen, was immerhin für eine Dame — in Anbetracht der schwachen Bein- und Brustmuskeln, des weiblichen Geschlechts, von den Armmuskeln gar nicht zu reden — schon eine sehr hervorragende Leistung war. Auch das Besondere — vorausgesetzt, daß sie einen Partner hatte — ritt sie. Dann schenkte sie sich mit einem Fuß auf seine Schulter, einer der schönsten Tricks, die für eine Dame überhaupt möglich waren. Der einzige Fehler, an welchem Dorchens als angehende Reiterin ursprünglich gelitten hatte, bestand darin, daß sie ein wenig furchtsam war. Das aber, wenn sie springen sollte, der Reitschmerz nicht, der allerdings nur für ihr Pferd bestimmt war, mit dem sie aber ihr Lehrmeister doch jedesmal zu treffen wußte, so half doch das fürchterliche Wort: „Boltron!“ das er ihr vor der ganzen anwesenden Künstlerfamilie entgegensetzte. Das war das schlimmste, was es geben konnte. Der, dem es galt, wurde betrachtet — und Dorchens sprang, gleichwohl ob sie sich trotz der Lunge, die sie um die Hüften hatte, dabei vielleicht das Genick brach. Abgesehen aber von einer Reihe aller erdendlichen Stürze, bei denen sie sich mehrmals auch ernstlich „wechthaben“ hatte, hatte Dorchens ihre Lehrzeit gut überstanden. Auch für ihre Mutter war es eine Lehrzeit gewesen. Als Dorchens zum erstenmal wegen einer getrockneten Rippe sechs Wochen lang im Bett liegen bleiben mußte und vor Schmerzen weinte, weinte Frau Schäffer mit. Sie dachte damals an Herrn Sestini und ob es nicht noch jetzt möglich wäre, das Engagement nach Mailand anzunehmen. Wie die Gewohnheit sie so heroisch wie andere Mütter von Cirkuskindern machte. Das Geschick, in welchem Dorchens ihre Laufbahn begonnen hatte, löste sich, als der Direktor starb, auf. Gute Parforce-Reiterinnen, waren in der modernen Zeit, seitdem die Kunst immer mehr verfiel, ein noch rarerer Artikel geworden, als eben solche Reiter. Eine rübrige Dame, wie es Frau Schäffer war, wurde schnell mit den Praktiken der Agenturen bekannt und sie verstand die Chancen Dorchens auszunutzen. Wer wollte es unter solchen Umständen Frau Schäffer als einer gewissenhaften Mutter verzeihen, wenn sie treu dem Grundsatz, den sie schon eigentlich bei Dorchens Geburt gefaßt hatte, ihr Kind nur einem solchen Schwiegersohn anzuvertrauen wollte, dessen Rang und Reichthum für die aufzuziehenden Vorkünder ihrer Künstlerlaufbahn auch eine geeignete Entscheidung abgab? Im Halbdämmer des Stallganges fanden nicht selten Offiziere und Kavaliere herum,

die gegen Dorchens sehr galant und artig waren. Aber Mama Schäffer wußte, seitdem sie nicht mehr in der Garbetobenscheide lag, ihrem Kinde nicht mehr von der Seite. Ein Herr, welcher Dorchens Bekanntschaft machen wollte, mußte auch die von Mama Schäffer machen. Oft belamen die Damen Einladungen zu Soupers, aber Mama Schäffer nahm diese niemals an. Essen und Trinken brauchten sie sich von niemand bezahlen zu lassen und meinte es ein Kavaliere, wenn er nur sonst die diesbezüglichen Ansprüche von Mama Schäffer erfüllte, mit Dorchens ernstlich, so bedurfte es dazu, so dachte Mama Schäffer, eines derartigen Soupers überhaupt nicht. Oft wurden beim Hotelportier auch kostbare Bouquets für Dorchens abgegeben oder es wurden ihr solche auch während der Vorstellung überreicht und beigelegte Visitenkarten nannten die Namen der Spender. Bouquets nahm Mama Schäffer allerdings an, aber sie rechnete sich doch jedesmal aus, was ungefahr der jedesmalige Gelbwerth betrug und war dieser hoch, so ärgerte sie sich, daß solches Geld nur für vergänglich und überflüssige Blumen ausgegeben worden war und daß Dorchens nicht etwas Nützlicheres und Praktischeres dafür hatte. Die Zeit, als Mama Schäffer an den Blumen noch Freude gehabt hatte, wie zum Beispiel an den Frühlings- und Geranienblüthen, die auf dem Fenster vor ihrer Plättstube gestanden hatten, war vorbei. Sie fragte nur noch, was die Dinge für einen Gelbwerth hatten. Als anlässlich eines Engagements in Warschau Dorchens zum erstenmal ein Schmuckstück überhand bekam, fragte sich Mama Schäffer, ob sie ein solches Geschenk zurückweisen sollte oder nicht. Endlich glaubte sie, es mit gutem Gewissen behalten zu dürfen. Wenige Tage später nachher machte der Kavaliere, der sich diese Aufmerksamkeit gestattet hatte, ein polnischer Graf, den beiden Damen im Hotel seine Aufwartung und Mama Schäffer empfing ihn so zuvorkommend und artig, wie es sich einem solchen Freunde der Kunst gegenüber zur Belohnung gebührte, bis er sich in der Folgezeit gleich allen anderen Herren, welche Dorchens den Hof machen zu können hofften, beschreiben wieder zurückzog.

Seit dem Engagement in Warschau gab Mama Schäffer den Ländern im Osten, auch Rußland, Ungarn und neuerdings Rumänien, vor denen im Westen den Vorzug. Die Herren im Osten waren spendider. Mama Schäffer hatte sich, was den Werth von Steinen oder Perlen anbetraf, eine große Sachkenntnis angeeignet. Daß ein guter Brillant so hell wie Wasser aussehend, ein guter Rubin die ganz bestimmte Färbung des Taubenblutes und ein guter Smaragd ein sanftes dunkles Moosgrün haben mußte — das alles wußte sie sehr genau. Was Dorchens an Kollern, Armabändern und Ringen nicht tragen konnte, weil sie zuviel davon besah, das trug Mama Schäffer selbst. Die Ersparnisse von Dorchens Gagen zahlte sie, so oft sie eine bestimmte Höhe erreicht hatten, durch Checks, die sie von großen Bankhäusern entnahm, an ein großes Bankinstitut in Berlin ein. Mama Schäffer hatte ihr Kind lieb und sie verzogerte es, wie es einer guten Mutter zutheilt. Wie Dorchens schon als Kind daran gewöhnt gewesen war, daß die Leute sie bewunderten, so ließ sie sich auch jetzt als Künstlerin die Huldigungen, die sie empfing, mit Gelassenheit gefallen. Um das, was in den Zeitungen über sie gedruckt wurde, kümmerte sie sich nicht viel; das alles überließ sie ihrer Mutter. Wenn die Herren mit ihr plauderten, antwortete sie nur gerade auf das, was sie gefragt wurde. Am liebsten beschäftigte sie sich in ihren Mußstunden mit ihren Schmucksachen, ihrer Toilette und ihrem Pappagei. Wenn Dorchens gelegentlich gedachte, daß es auch Künstler gab, für die ihre Kunst eine Art von Passion war, so verstand sie das kaum. Sie betrachtete ihre Kunst nur als eine Arbeit, mit der sie für Mutter und sich selbst ein Geld verdienen. An eine Zukunft dachte Dorchens nicht viel und wenn sie jetzt nach Berlin gingen, so war das eben so gut, als gingen sie nach Paris — die Unbequemlichkeit der Reise war die gleiche. Manchmal wünschte sich Dorchens, wie andere Reiter und Reiterinnen, eigene Pferde zu haben; das aber wünschte Mama nicht. Ein Pferd konnte fallen, dann ging an ihm Geld verloren und solche Pferde, wie sie Dorchens brauchte, fanden sich in jedem Cirkus vorräthig. Warum sich also mit unnützen Dingen beschleppen?

Am Abend reisten beide Damen ab. Auf die Gesichter des Hotelportiers achtete Mama Schäffer bei solchen Gelegenheiten grundsätzlich nicht; sie hätte sonst bemerkt, daß sie, was das Trinkgeld anbetraf, nicht sehr zufrieden aussehn. Pitt nahm Dorchens selbstverständlich, nachdem er nun in sein Reise-

bauer gesperrt war, mit ins Coupe. Am nächsten Tage kamen sie in Belgrad an. Oben über der Donau sah die alte Festung mit ihren Mauern und Wällen über die Stadt und das herrliche Bergland herab. Über Dorchens und ihre Mutter interessirten sich nicht viel dafür, nur einen plötzlichen unangenehmen Umschlag des Klimas fühlten sie und waren froh, endlich auf dem Bahnhof eine warme Tasse Kaffee bekommen zu können. Dann trug sie der Zug nordwärts — nach Ungarn und Deutschland hinein.

11.

Die Rennbahn in Hoppegarten war heute glänzend besucht. Es war der Schlußmeeting im Jahr. Die prachtvolle Witterung hatte angehalten und so fanden sich, gleichfalls wie zu einem großen Abschiedsfeste noch einmal alle Habitues der Bahn auf ihrem grünen Rasen heute zusammen. Das Verkaufskennen war vorüber, eine große Pause war wieder eingetreten, auf und vor der Tribüne war es leer geworden und alles tummelte sich, während die muntere Musik der Wägenkapelle erklang, entweder vor den Spalten des Totalisators herum, aus denen das einfache Stampfen der Wägenmaschinen erklang, oder in und vor der Restauration oder, wer als Offizier oder als Clubmitglied den Zutritt dazu hatte, hinter dem eisernen Gitter, wo die Jockeywagen stand. Nur die neuen gärtnerischen Anlagen, wo der Musikpavillon stand und die zum Ausgang führten, blieben wie immer verödet und leer. In idyllischer Zurückgezogenheit war in Hoppegarten niemand da und der gelbe Kies, mit dem die Wege hier bestreut waren, sah noch so unberührt aus wie am ersten Tag. Ein einziges Paar wandelte in diesen Anlagen, ein Herr und eine Dame. Es war Bruno und Charlotte.

Am Morgen hatte Charlotte aus Baden-Baden von ihrem Vetter einen Brief erhalten, doch er in Begriff sei, nach Berlin zurückzureisen und daß er die Hoffnung habe, ihr schon morgen — das heißt heute — in Hoppegarten, falls das Wetter gut sei, zu begegnen. Seiner späten Ankunft halber und weil er vorher noch einige Besorgungen zu machen hatte, sei es ihm nicht möglich, sie vorher abzuholen. Vielleicht nähme sie die Begleitung von Wägenkapelle an, der sich das Vergnügen gewiß nicht verweigern würde. Mit dem Ausdruck der herzlichsten Freude auf das baldige Wiedersehen schloß der Brief.

Nachdem Charlotte ihn gelesen hatte, fühlte sie vor allem eins: Auch sie selber freute sich, daß Paul heute zurück kommen würde. Was sie früher nicht bei seiner Abwesenheit empfunden hatte, das empfand sie diesmal. Sie hatte ihn entbehrt, sie sehnte sich nach seiner Gesellschaft. Wie war das genommen? Ein neues, ein bisher ihr fremdes Gefühl war in ihr aufgetrieben. Genedet aber hatte es nicht Paul, sondern ein anderer — neulich, an dem Abend, den sie zusammen verbracht hatten, in der Loge im Cirkus war es aufgewacht. Dann war es wieder leise entschimmelt, um nach einer Weile von neuem zu erwachen. Sonderbar nur war es — und Charlotte sann über das Räthsel in sich nach — daß dies Gefühl zu dem, der es gewohnt, nachdem es sich ihm abermals genähert hätte, nun in eine dunkle Unklarheit zerfiel. Sie hatte in Bruno, nachdem er erst ihr Gefallen erregt, einen Menschen erwarbt mit bunten fremdartigen Sensationen — so bunten und fremdartig, wie seine Kunst es war. Auf ihren gemeinschaftlichenritten aber zeigte er sich als ein so wohlgezügelter junger Mann, wie es auch viele andere gab. Nur in einem unterchied er sich — er machte ihr nicht den Hof, er blieb unbefangenen und artig, er brühte ihr segar soviel wie ihm das gestattete, seine Bewunderung aus, daß sie nicht schon längst wieder geheiratet hätte. Erst befremdete sie das von ihm, dann langweilte sie es, dann reute sie es. Sie konnte sich nicht mehr. Was war es nun, was ihr dieser junge Mensch, ein Kunstreiter — wenn auch einer von anderer Art, als wie sie sich ihn vorgestellt — einflößte? Sie empfand nun, daß es Unruhe war, daß es für sie hohe Zeit war, sich in sich selbst zurückzufinden und daß es keinen anderen Menschen in der Welt gab, der ihren Halt und ihre Sicherheit wieder geben konnte, als ihren Vetter, Paul. Ein frohes und freies Gefühl durchdrang sie, als sie seinen Brief gelesen hatte. In seiner Nähe mußte der Rebell, der sie umbrachte, wieder der hellen heiteren Klarheit weichen, die er um sich verbreitete. Ihr ganzes Herz schlug ihm entgegen. Sie wußte nun, daß sie ihn für die Dauer nicht mehr entbehren konnte.

Obwohl Bruno grundsätzlich an jedem Nachmittag im Cirkus probirte, so war es doch nicht angänzlich, daß er Frau von Summin, als sie bei ihrem diesmaligen Ausritt vor dem Briefe Herrn von Prerows erzählte, einen Korb gab. Er wußte ohnehin nicht mehr, wie er das eigenartige Wesen, welches Frau von Summin ihm gegenüber an den Tag legte, im Grunde beurtheilen sollte. Herr von Prerow hatte Recht! Sie war eine Frau aus Kapricen zusammengesetzt. Bald lächelte sie ihn verführerisch an, bald warf sie ihm ein sarkastisches Wort zu, das ihm, wenn er empfindlich war, wohl so klingen konnte, als wäre es darauf berechnet, ihn an die Klust zu erinnern, die ihn von ihr trennte. Bald schweig sie halbe Stunden lang, bald

ließ sie, durch ihn angeregt, ein ganzes Redenfeuer übermüthiger Reden von ihren Lippen fliegen. Bruno empfand nur, daß es außer der besagten Klust noch etwas anderes gab, was sie von ihm liebte. Er grübelte nicht darüber nach. Die Mission, mit der Herr von Prerow ihn beauftragt hatte, schien ihm nicht mehr wunderbar, sondern unnatürlich. Auch Herr von Prerow hatte in dieser Beziehung seine ihm noch unerklärte Seite. Er war noch einmal, so gut er dazu imstande war, auf diesen seinen Auftrag mit Takt zurückgekommen, aber er schien sie damit nur nervös zu machen. Er durfte nicht eben hoffen, im Sinne Herrn von Prerows sie überzeugt zu haben. Gewiss, doch er nachdem Herr von Prerow jetzt zurückkehrte, seiner ferneren Kavalierepflicht gegen sie übergeben war. So war auch Bruno zu diesem Herrn von Prerow an diesem Vormittage wieder begrüßen zu dürfen.

Frau von Summin war vorhin mehrfach schon begrüßt worden. Es machte ihr ein Vergnügen, die Grüsse nur von weitem zu empfangen und die neugierigen Blicke, die ihrem Bealeiter galt, zu beobachten. „Wer ist das?“ fragte sie. Einen Kunstreiter erkannte niemand in ihm. Nach wer im Cirkus den neuen Jockey schon gesehen hatte, hätte ihn in diesem Herrn wohl kaum wieder erkannt.

Herr von Prerow war noch nicht sichtbar geworden. Sollte seine Rückkunft sich verzögert haben? Charlotte fühlte, daß sie ungeduldig wurde. Unschlüssig vermied sie drüber den Schwarm. Jede Unterhaltung hätte sie gelammet.

„Wo er bleibt!“ sagte sie nervös. „Herr von Prerow ist vielleicht schon da“, erwiderte Bruno — „wenn ich bitten darf, dann gestattet Sie mir, mich einmal nach ihm umzusehen.“

Sie waren stehen geblieben. Charlotte hörte die Spitze ihres Schirmes in den Sand.

„Das ist wahr“, entgegnete sie endlich — „ich werde Sie dort auf der Bank erwarten.“

Bruno entfernte sich und Charlotte sah ihm nach, bis er jenseits der Pflüde in dem bunten Gemüß verschwand. Dann ging sie auf die Bank zu und ließ sich dort nieder. Mechanisch zeichnete sie mit ihrer Schirmspitze Striche und Kreise in den Sand. Ihr feierlicher Zustand wurde ihr unerkennlich. Es hatte wieder ihre Empfindlichkeit geweckt, daß er sie allein ließ und doch daß ihr die Einsamkeit jetzt wohl. Dabei fühlte sie einen Jörn auf Paul, weil er sie warten ließ.

„Wo war er? Wo blieb er?“ Ein Geräusch klang an ihr Ohr. Es waren Schritte.

Charlotte sah auf. Vor ihr stand Curt von Barnstorff. Am andern Morgen, nachdem Curt sie mit Mr. Wheeler von ihrem Ausritt hatte heimkehren sehen, war er nach einer willkürlichen Nacht wieder vom Spielplatz gekommen. In seinem weinumbunteten Gehirn hallten sich mirre Gedanken zusammen. Er hatte in der letzten Stunde in unsinnlicher Beartlichtung auf die Coeurdame gelehrt und schließlich alles, was er gewonnen hatte, wieder verloren. Nicht in seiner taumelnden Phantasie nahm die Coeurdame die Güte Charlettens an.

Es war schon heller Tag geworden und auf den Straßen, durch die es ihn mit hämmernenden Schläfen und irren Blicken zog, war längst das Leben erwacht. Wo schwannte er hin? Ein Dämon war hinter ihm her und er reißte ihn weiter und weiter. Endlich hielt er still. Drüben vor ihm erhob sich das eiserne Gitterthor, durch das sie gestiegen hineingeritten waren. Der Hof war noch leer und still, alles schien im Hause noch zu schlafen. Wühlend erschien vor dem Thore ein Mann. Er zog einen Schlüssel hervor, öffnete es leise und ging hinein. Curt fühlte sich die Kehle trocken werden, seine Schläge wurden wie Amboße, auf denen ein Riesenhammer trommelte und sein nächster Gedanke war, dem Manne nachzuschälen und ihn an der Kehle zu packen. Da war er hinter dem Gitterthore schon verschwunden. Curt hatte ihn erkannt. Es war Mr. Wheeler.

Der Cirkusreiter war es, dem er von ihr zugehört worden war. Nun gab es keinen Zweifel mehr, nun war es hell am Tag. Und lachend hatte sie diesem Burden vielleicht schon von ihm, dem Dummkopf erzählt.

Er schätzte davon. Er wußte nicht mehr, wie er nach Hause gekommen war und am Nachmittage nach einem dumpfen Schlaf, veragert er so gar, Onkel Barnstorff, der immer trücker geworden war, in der Klinik den geübten Besuch zu machen. Und immer wieder kehrte er zu dem eisernen Gitterthor zurück, an der Hausthür gegenüber sich auf die Lauer stellend. An jedem Morgen früh um dieselbe Stunde trat der andere, das Thor mit seinem Schlüssel öffnend, ein, und erst um die Mittagsstunde öffnete es sich wieder und beide, auf ihren Pferden kamen wieder heraus. So ging es also Tag um Tag.

Er war ruhig geworden. Klug und bedachtvoll wollte er werden; es war das einzige Mittel, zu seinem Ziele zu kommen, das er sich nun gesteckt hatte — auf die Gelegenheit zu warten, sei es wo es sei, ihr entgegenzutreten — ihr und ihm!

Das große Schlußmeeting im Hoppegarten durfte er nicht veräumen. Schon eine Stunde vor Beginn des Rennens trieb er sich auf der Bahn umher, redete die Jockys an, wurde angerebet, wobei er andauernd sein

Reizbuch in der Hand hielt, ging in die Schuppen, wo die Pferde standen, und machte sich dabei Notizen für sein Journal. Dann bestiegen sich seine Nachbarn plötzlich an eine Stelle der Tribüne. Charlotte sah dort und neben ihr — er!

Keins von beiden hatte ihn bemerkt. Sollte er auf sie zu? Hier auf der Tribüne und er zu ihrer Seite — es wäre sinnlos gewesen. Allein wollte er ihrer habhaft zu werden suchen, erst ihrer allein — dann mochte kommen, was wollte.

Er hatte sie in der Pause nicht aus den Augen gelassen. Was er sonst auf der Bahn zu thun hatte, das kümmerte ihn nicht mehr. Aber es schien, daß ihr der Burche nicht von der Seite weichen wollte. Dann mochte es auch so geschehen. Auf dem Nebenweg, von dem Gebüsch verdeckt, schlich er ihnen nach. Da entfernte sich der Burche — und nun trat er auf sie zu. Charlotte war bei seinem Anblick übertraflich aufgestanden.

Curt sah todtenbleich aus. Er hatte der Hut gezogen und hielt ihn noch in der Hand.

„Baron, Frau Baronin“, sagte Curt mit heiserer Stimme, während seine Augen wie die eines Wahnsinnigen ihr entgegenstarrten — „ich habe Sie erkannt. Ich bitte nur um die Erlaubniß, mich nach Ihrem Befinden erkundigen zu dürfen.“

Auch Charlotte war etwas blaß geworden.

„Ich danke Ihnen, Herr von Barnstorff“, sagte sie aber ruhig und fest und sie wandte sich zum Gehen.

„Frau Baronin gestatten noch einen Augenblick“, stieß Curt hervor und trat an ihre Seite.

„Wünschen Sie mir noch etwas zu sagen, Herr von Barnstorff?“ fragte Charlotte kalt.

Sie blieb wieder stehen. Nichts an ihr verrieth vor diesem Herrn mehr eine Verlegenheit, sie hatte ihre Haltung vollständig wieder gewonnen.

Schöner und begehrenswerther als je, so stand sie vor ihm da.

Ihre entsetzende Fassung gab auch ihm die Bestimmung zurück. Ein instintives sichereres Gefühl durchdrachte ihn. Er durfte ihr nicht — jetzt wenigstens nicht — wieder lächerlich erscheinen.

„Nur eine gnädige Antwort auf eine Frage von mir, Frau Baronin“, sagte er — „warum weisen Sie meine Besuche ab?“

„Sie sind zudringlich“, antwortete Charlotte — „und ich bitte Sie nun, mich nicht weiter zu verfolgen!“

Eine Blutwelle schoß Curt ins Gesicht, der Athem versagte ihm — sie behandelte ihn wie einen Wurm. Ihre Worte zerrümpelten wie ein Blitzschlag seine letzten Hoffnungen. Eins blieb ihm noch! Sich rächen — ihr ins Gesicht. War er für sie ein Wurm, so sollte der Wurm auch stechen.

Dann will ich es Ihnen sagen, Frau Baronin“, rief er hervor — „weil ein Anderer bei Ihnen meine Stelle ausfüllt, einer, der sich wohl besser dazu eignet als ich!“

Er wußte, daß es eine rohe, brutale Beleidigung war, die er ihr ins Gesicht schleubte, daß sie sich nicht dagegen wehren konnte, daß ein Mann, der so handelte wie er, für immerdar sich auch des letzten Leberleibels von Achtung entsagte, auf die er bei den Menschen Anspruch machen durfte.

Charlotte war keines Wortes mehr mächtig.

Wühlend entglitt ihr ein leiser Schrei. Hinter der Bekrümmlung, an der sie angelangt waren, trat Bruno auf sie zu.

„Helfen Sie mir“, rief sie ihm entgegen — „befreien Sie mich von diesem Menschen.“

Bruno erkannte Herrn von Barnstorff, seinen Vetter. Er wußte bisher nichts davon, daß er Frau von Summin bekannt war. Nur so viel gewahrte er auf den ersten Blick, daß hier etwas für ihn Unbegreifliches geschehen, daß Frau von Summin ihn zum Schutze gegen diesen, seinen Vetter anrief.

„Wenn der Herr Ihr Kavaliere ist, Frau Baronin“, sagte Curt mit heiserer Stimme und die letzten Rückblicke vergessend, nur nicht feindselig gegen den Nebenbuhler, der jetzt vor ihm stand, während Bruno seine funkelnden Augen auf sich gerichtet sah — „so bitte, bemühen Sie sich nicht. Der Herr soll sich weinetauchen in seine Unbegreiflichkeiten zu fügen haben.“

Es war klar und deutlich — seine Worte waren jetzt gegen Bruno selbst gerichtet. Sie waren eine maßlose Forderung und darauf berechnete, den Kunstreiter vor ihren Augen und so sie selber in ihm auf's Tiefste zu erniedrigen und in den Staub zu streuen.

„Geben Sie auf der Stelle!“ sagte Bruno.

Er fühlte die Beleidigung, die der Rasende mit seinen Worten, seinen Blicken ihm persönlich ins Gesicht gehorfen hatte, aber er fühlte auch, daß diese Scene, so wenig er ihren Zusammenhang auch verstand, in dieser Umgebung zu seinem Standausarteten durfte, daß er sein kaltes Blut bewahren mußte. Der Rasende, wie er vor ihm stand, war sonst fähig, ihnen nachzuquellen und der ganze Platz würde Zeug.

„Ich gehe“, sagte Curt schneidend — „ich bedauere nur, von einem Kunstreiter keine Satisfaction nehmen zu können.“

„Nur ein einziges Wort noch an diesen Herrn, Frau Baronin“, antwortete Bruno kalt und rubia und er wandte sich gegen Curt — ich bin ein Kunstreiter, ja, Herr von Barnstorff, und nach Ihren Begriffen ist meine Ehre deshalb geringer als die Ihres. Es ist nicht bekannt, nach welchen Eigenschaften Sie die Ehre eines Menschen bemessen. Wenn Sie aber Ihre Ehre nur dem Namen, den Sie tragen, zu verdanken glauben, so sind unsere Ansprüche gleich. Nicht Sie — ich wäre es, der Genußthuung verlangen könnte. Ich thue es nicht, meine Ehre können Sie mir nicht verzeihen und zu einem Jockey Waffenspiele, das für einen Menschen, der sein Leben an jedem Abend in die Waage legt, ein Kinder Spiel bleibt, habe ich keine Lust. Mein Name, den ich vor den Leuten trage, ist falsch — mein Name ist Bruno von Barnstorff. Ich erkläre Ihnen und bekannt, so wird Ihr Onkel Ihnen von ihm erzählen. Mehr, Herr von Barnstorff, habe ich Ihnen nicht zu sagen. Darf ich nun, Frau Baronin, bitten?“

Bruno reichte Charlotte den Arm, fast willenlos lagte sie den ihren hinein, so zog er sie fort.

Ohne Ziel steuerte Bruno mit ihr nach der Restaurationshalle zu. Nur fortbringen wollte er sie von hier. Sein Herz war, um zu sprechen, zu voll und auch Charlotte, durch seine plötzliche Entscheidung von neuem aufgeregt und noch keiner Silbe fähig, schweigend, hüllte er sie in ihr und in dem Wirbel ihrer Empfindungen fühlte sie nichts als den gebietenden Druck seines Armes.

Ein leiser Jubelruf entrang sich ihren Lippen.

Aus dem Menschenräudel vor der Halle tauchte, die Anderen überragend, einen grauen Hut auf dem Kopfe, die schlanke, hochgewachsene Gestalt eines Herrn auf. Wie suchend sah er sich nach allen Seiten um, bis seine Blide sich hinüber nach dem Wege, der in die Anlage führte, richteten.

„Paul!“ rief ihm Charlotte in unwillkürlicher Freude entgegen.

Herr von Prerow trat schnellen Schrittes auf sie zu. Auch aus seinen Augen strahlte ihnen die Freude des Wiedersehens entgegen. Nach der Begrüßung mit seiner Cousine schüttelte er auch Bruno lebhaft die Hand. Unvorhergesehener Geschäfte halber, die ihn nach seiner Ankunft auf dem Bahnhof in Beschlag genommen, hatte er sich verabschiedet.

„Wist du mit meinem Stellvertreter denn auch zufrieden gewesen?“ fragte er mit einem Blick auf Bruno und ein fast vernehmlicher Ausdruck trat dabei in sein Gesicht.

„Sehr“, sagte Charlotte — „Herr Wheeler hat sich sehr verdient um mich gemacht. Jetzt aber ade mit deinem Arm.“

Das Publitum legte sich wieder nach seinen Plagen zurück.

Langsam, von einem lauen Geleite gefolgt, ritten die Jockys in die Bahn und galoppierten dort hinunter nach dem Start, einem noch in sommerlichem Grün prangenden Flecken, von dem ihre bunten Räder im Sonnenlichte wie kleine Pünktchen blitzten.

Von dem soeben Vorangefahrenen erwarteten Charlotte und Bruno kein Wort. In lebhaftem, heiterem Gespräch, wobei Herr von Prerow viel von seiner Reise erzählte, nur häufig hier und dortin durch eine Gruf sich unterbrechend, legten sie den Weg bis zu den Tribünen zurück. Bruno sah, daß nicht ein Wörtchen mehr auf Charlottens Stimm lag. So glücklich hatte er sie noch nie gesehen. In der Loge, die sie inne hatten, war für Herrn von Prerow ein Platz reservirt. Da lag auf seiner ersten Kunde das frohe Idon an ihnen vorbei. Es war die große Hauptnummer des Tages und, sowohl Charlotte wie auch ihr Vetter legten ihren Krümmflecher jetzt an die Augen. In Bruno mochte es noch, aber das Schauspiel, das sich jetzt entrollte und das Allerliebste Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, ließ ihm Zeit, sich zu sammeln und zu beruhigen.

Betaubt, als wäre der Blick vor ihm in die Erde gefallen und hätte nun einen Abgrund aufgehan, der ihn zu sich hinabzog und heraus, so war Curt stehen geblieben und er starrte dem sich Entfernenden, die Frau an seinem Arme kaum noch beachtend, reingungslos nach. Der helle goldene Tag lag über dem arinen, von der Menne übermüthelten Platz und doch war plötzlich ein Gespenst vor ihm erschienen. Ein Gespenst, das die Verquickung für ihn bedeutete, ewige rettungslose Armut, bis an's Ende ein Leben in der Tiefe, in die er hinabgefallen war, in der er nun verbleiben würde, von Verzweiflung zerkrefen, immer wie bei den Verdammten, mit dem Blicke nach oben in das goldene Reich hinein, das ihm bestimmt gewesen war, in dem nun ein anderer schmelote, der Mensch, den er von allen anderen Menschen abhieb hatte, der ihm dies Weib entriß und der ihn nun auch noch für alle Zeiten zu einem Bettler machte.

Über es war ein Wahnaelid gewesen, am hellen Tage eine Vorpiegelung seiner aufgeregten Sinne?

Über — und das war wohl das Glaubhafteste — dieser Mensch war ein Betrüger. Durch Zufall, durch irgend eine Verletzung von Umständen, vielleicht durch jenen Aufruhr in den Zeitungen hatte er die Dinge in Erfahrung gebracht und nun vermochte er sich in einer beispiellosen, unvergleichlichen Amobidanterei, wie sie für ihn in dem Meier, das er betrieb, vielleicht nicht einmal etwas Ungevochtes war.

„Kommen Sie“, bat, flehte Charlotte.

(Fortsetzung folgt.)